

Der Missionsbote

76. Jahrgang

August 2008

*„Liebet eure Feinde;
segnet, die euch fluchen;
tut wohl denen,
die euch hassen;
bittet für die,
so euch beleidigen
und verfolgen.“
Matthäus 5, 44*



*„Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab,
auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden,
sondern das ewige Leben haben.“ Johannes 3, 16*

Eines Christen Rache

Es dämmert. Über den himmelanstrebenden, mit ewigem Schnee bedeckten Kämmen des Himalajagebirges, die wie eine Mauer den fernen nördlichen und östlichen Horizont abschließen, bricht der junge Tag an. Hoch oben in den Lüften erklingt, hart und scharf, der durchdringende Schrei des Adlers.

Sandjar schaut in die Höhe. Im Jagdanzug, das doppelläufige Gewehr über der Schulter, schreitet er mit festen, raschen Schritten dahin, mit scharfem Blick umherspähend, ob es ihm nicht gelinge, einen Tiger aufzuspüren.

Sandjar ist ein Christ. Ein halbes Jahr ist es her, da kam eines Tages ein fremder weißer Mann von weither in das Dorf, in dem Sandjars Eltern wohnen. Der Fremde verkündigte eine wunderbare Botschaft von dem Sohn des ewigen Gottes, der vor langer Zeit auf die Erde gekommen, Mensch geworden und gestorben sei, um durch seinen Tod die sündigen Menschen mit Gott zu versöhnen.

Der Fremde brachte ein Buch mit, in dem alles geschrieben stand, was er erzählte, und Sandjar kaufte das Buch, denn er kann lesen.

Aber die anderen Dorfbewohner verstanden mit wenigen Ausnahmen diese Kunst nicht. In blindem Aberglauben lebten sie dahin, und als der Fremde zu ihnen redete, da verhöhnten sie ihn und sagten: „Wir haben deine Botschaft nicht nötig, denn groß ist unser Gott Brahma.“

Aber Sandjar höhnte und lachte nicht.

Schließlich jagte der Sirdar, das Haupt des Dorfes, den Fremdling davon. Niemand hatte mit dem armen Mann Erbarmen, nur Sandjar. Denn das, was der Weiße gesprochen hatte, war, wie keimkräftige Saat in fruchtbares Ackerland fällt, in seine Seele gedrungen. Er folgte dem Fremden in die Wildnis, brachte ihm Speise für seinen Hunger und Balsam für seine wunden Füße. Schließlich geleitete er ihn in eine ferne Stadt. Als er dann zurückkehrte, verbreiteten die Priester des Brahma die Kunde, Sandjar sei ein Christ geworden.

Die Aufregung, die diese Mitteilung hervorrief, war außerordentlich. Sandjar war ein vielgenannter Mann im Dorf. Er war ein Segen für seine Landsleute gewesen, der Held des Dorfes, denn er hatte den Viehräuber getötet, den großen Tiger, der jeden Abend ein Schaf oder ein Rind von den Dorfherden raubte.

Kein kühnerer Jäger als er lebte in dem ganzen Umkreis, kein besserer Herdenwächter. Seine Büchse erlegte den Vogel im Flug, und bei der Jagd auf den wilden Elefanten trieb seine zweite Kugel die erste tiefer in das Fleisch des Riesen des Waldes hinein.

Und nun wurde Sanjar ein Christ. Er verließ den Glauben seiner Väter, nannte die Lehre von der Seelenwanderung eine Lüge und bezeugte, was einmal aus dem Menschen werde, hänge nicht von seinen guten Tagen und Bußübungen ab, sondern die Gnade allein könne ihn erlösen.

Der Sirdar hatte Sandjar geliebt, fast wie man einen Bruder liebt, aber an dem Tag, als er merkte, dass Sandjar zu dem Gott der Christen betete, verwandelte sich seine Liebe in bitteren Hass. Und dieser Hass wurde noch größer, als er vernahm, dass Sandjar in den heiligen Strom gesprungen war, um einen armen Paria, einen Angehörigen der verachteten niedrigsten Kaste, aus den Fluten zu retten.

Sandjar wusste wohl, was er durch diese Liebestat, zu der das christliche Erbarmen ihn gedrängt hatte, auf sich lud. Galt er doch jetzt als verunreinigt. Die Kaste war durch ihn geschändet.

Groß waren Zorn und Betrübniß im Dorf, als das alles bekannt wurde. Der Sirdar selbst ging zu den Eltern des Abgefallenen und drohte ihnen mit den schrecklichsten Plagen, falls es ihnen nicht gelingen würde, den Abtrünnigen zum Glauben seiner Väter zurückzubringen.

Die armen Eltern! Sie waren beide bejahrte Leute, und Sandjar war die Stütze ihres Alters. Mit bebenden Lippen erzählten sie ihm von den Drohungen des Sirdars. Sie taten es zagenden Herzens, fürchtend, ihre Bemühungen, dem Sohn seinen neuen Glauben wieder zu nehmen, möchten seinen Zorn erwecken. Denn Sandjar war ungestüm und leidenschaftlich. Kam ihm etwas in den Weg, so konnte er aufschäumen wie der Bergstrom seines Heimatlandes, der, aus schwindelnder Höhe herniederdonnernd, alles zu Boden schmettert, was ihm in den Weg zu treten wagt.

Aber diesmal wurde Sandjar nicht zornig, denn er hatte in der Bibel das Wort von Christus, seinem Heiland, gelesen: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig.“

Er brauste selbst nicht auf, als der Sirdar seine Drohungen wahr machte. Die kleine Herde der Eltern Sandjars

wurde geraubt, ihr Feld verwüstet, und schließlich ging gar ihre Wohnung, in der sie vierzig Jahre zusammen gelebt hatten, in Flammen auf.

Niemand konnte sagen, wer der Anstifter all dieser bösen Dinge war. Aber der Sirdar wusste es, und Sandjar, der Jäger, wusste es auch.

Sandjar hat auf seinem Morgenstreifzug einen stolzen Palmenwald erreicht. Würziger Blumenduft strömt ihm entgegen, und blutrote Orchideenkelche öffnen sich ihm.

*„Lernet von mir,
denn ich bin sanft-
mütig und von Herzen
demütig.“*

Doch er hat kein Auge für die ihn umgebende Pracht. Einen Augenblick bleibt er stehen. Seine Gestalt scheint zu wachsen, seine Falkenaugen suchen das dunkle Laub zu durchdringen.

Er kennt hier jeden Fleck. Fünzig Schritt weiter erheben sich die Ruinen eines ehemaligen Tempels, eine Stätte, an der noch heute die Priester bei besonderen Gelegenheiten zu opfern pflegen. Im allgemeinen aber ist die Gegend verlassen und wird mehr von den wilden Tieren des Waldes als von Menschen aufgesucht. Sandjar weiß das wohl. Schon oft lenkte er deshalb seine Schritte hierher.

Langsam geht er weiter, mit leisem, fast unhörbarem Schritt. Plötzlich leuchtet sein dunkles Auge auf. Er hat die Spur eines Tigers entdeckt.

Die Spur ist frisch. Sie führt nach der Hinterseite des Tempels. Kurz entschlossen wendet er sich der Vorderseite des alten stolzen Baues zu, denn wenn nicht alles trügt, wird hier der Tiger wieder zum Vorschein kommen.

Er wählt eine Stelle, von der aus er den ganzen Platz vor dem Tempel übersehen kann, während er selbst hinter einem dichten Gebüsch üppig wuchernder Pflanzen verborgen ist.

Leise nimmt er die Büchse von der Schulter und probiert den Anschlag aus. Aber warum beginnen seine Hände, in denen sonst die gute Waffe wie in einem Schraubstock ruht, plötzlich zu beben, warum wird seine braune Gesichtsfarbe mit einem Mal fahl? Ist es, weil statt des einen erwarteten Tigers gleich zwei zwischen den Säulen sichtbar werden? Nein, das kann der Grund nicht sein. Nie zitterte dieses Herz bei dem Anblick eines Tigers.

„Der Sirdar!“ flüstern seine Lippen.

Ja, der Sirdar, da steht er, nahe beim Eingang des Tempels. Das ist der Mann, der die kleine Herde von Sandjars vernichtet, der ihr Feld verwüstet, ihr Haus in Brand gesteckt hat. Da kommt er, der Dieb und Brandstifter, um hier an dieser Stätte zu solch ungewohnter Stunde anzubeten, zum Beweis seiner Frömmigkeit.

Der Sirdar hat die nahenden Tiger auch entdeckt, und seine Hand hält, während der Blick starr zur Ruine hinübergeht, den Dolch umklammert. Was denkst du, Sirdar? Wie? Willst du mit deiner armseligen Waffe den Königen des Waldes gegenüberreten?

Weit geöffneten Auges starrt Sandjar auf das Bild vor ihm. Sein Herz klopft ungestüm. Nur noch Sekunden trennen seinen Feind von einem schrecklichen Tod. Seinen Feind? Er zuckt zusammen. Das Bild seines Heilandes tritt vor seine Seele. Wie hat er doch gesagt? „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen!“

Da ist der Kampf zu Ende.

Sandjar hat seine Ruhe wiedergefunden. Um Christi willen will er dem

Sirdar vergeben. Wie ein Granitblock steht er da, die Büchse an der Schulter. Ein kurzer, scharfer Knall, noch einer. Ein heiserer Wutschrei – beide Tiger stürzen zu Boden, wie vom Blitz gefällt.

Der Sirdar zittert an allen Gliedern. Ein Nebel liegt vor seinen Augen, aber durch den Nebel hindurch sieht er, wie Sandjar dem einen Tiger, der nicht tödlich getroffen ist, sein Jagdmesser ins Herz stößt.

Dann tritt er auf den Jäger zu.

„Sandjar!“ ruft er. „Du hast mich überwunden. Ich werde die Wohnung deiner Eltern wieder aufbauen, werde ihnen eine größere Herde geben, als sie besaßen, und ihnen vierfältig erstatten, was ich ihnen genommen habe. Ist es der Gott der Christen, der dich diese Liebe lehrte, dann hilf mir, ihn kennen zu lernen.“

Wortlos reicht Sandjar dem Bittenden die Hand. Er hat dadurch, dass er dem Gebot seines Herrn und Meisters gefolgt ist, einen Freund wiedergefunden, und mehr als einen Freund.

Das Bild seines Heilandes tritt vor seine Seele. Wie hat er doch gesagt? „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen!“



Das Kreuz hinter dem Namen

Ludwig der IX. von Frankreich (25. 4. 1214 bis 25. 8. 1270), genannt der Heilige, kam schon mit 12 Jahren auf den Thron. Während seiner Minderjährigkeit erhoben sich verschiedene Adelsgeschlechter gegen ihn, wurden aber von seiner tatkräftigen Mutter niedergeworfen. Als Ludwig dann die Herrschaft übernahm, flüchteten verschiedene seiner Widersacher ins Ausland. Grund zu dieser Flucht war das Gerücht, der König habe eine Namensliste derer anfertigen lassen, die ihm die Krone streitig gemacht hatten. Hinter jedem Namen habe er ein Kreuz gemacht. Das wurde so gedeutet, dass der König alle Männer, die auf der Liste standen, umbringen lassen wollte.

Als König Ludwig davon hörte, ließ er den Geflüchteten mitteilen, sie möchten ruhig nach Frankreich zurückkommen, es werde niemanden etwas Böses widerfahren.

Und die Kreuze hinter den Namen? Ludwig erklärte: „Das Kreuz bedeutet nicht den Tod meiner Feinde! Es soll mich allezeit an das Kreuz meines Erlösers erinnern und mich zur Vergebung bereitmachen!“

***„Vergeltet nicht Böses mit Bösem!“
– so steht es in Gottes Wort.***

Ich weiß heute nicht mehr, wo ich diese Geschichte hörte. Es war ein junger Mann, der litt namenlos unter seinem Vorgesetzten. Er wurde schikaniert, ausgenutzt, beleidigt – alles musste er hinunterschlucken, weil er finanziell von ihm abhängig war. Die Jahre gingen dahin. Der junge Mann machte seinen Weg und wurde Leiter eines größeren Werkes. Der Bankkrach Ende der zwanziger Jahre veränderte das wirtschaftliche Gesicht der Welt. Und dann kam, was kommen musste: Eines Tages wird dem jungen Leiter des Werkes jener ehemaliger Vorgesetzte gemeldet, der ihn dringend um Hilfe angeht, weil er alles verloren hat und sich in größter Not befindet. Welch eine Demütigung des Peinigers! Welch ein Triumph des Gepeinigten! Nun hatte er seinen Widersacher in Händen. Wie mag ihn der Teufel zugeraunt haben: Jetzt nimm Rache! Aber er tat es nicht. Sondern er überwand sein Herz zur Vergebung. Dass Gott dann auch das Herz des andern überwand, der staunend den Quellen dieser unerwarteten Güte nachging, ist einzig die Frucht der Christusliebe, die seine Jünger weitergeben.

Vernichtete Feinde

Von einem alten chinesischen Kaiser wird berichtet, dass er das Land seiner Feinde erobern und sie alle vernichten wollte. Später sah man ihn mit seinen Feinden speisen und scherzen. „Wolltest du nicht die Feinde vernichten?“, fragte man ihn. „Die Feinde sind vernichtet“, gab er zur Antwort, „denn ich machte sie zu meinen Freunden.“

Unversöhnlichkeit schließt vom Himmel aus

In Südamerika gibt es eine Sekte, die Stühle im Himmel verkauft. Je niedriger die Nummer, desto höher der Preis. Ein reicher Mann kaufte für etwa 2000 DM den Stuhl mit der niedrigsten Nummer, die noch zu haben war; es war eine zweistellige Zahl. So freute er sich darauf, im Himmel vorne sitzen zu können. Bald darauf erfuhr er, dass sein Todfeind, ebenso reich wie er, sich ebenfalls einen Stuhl gekauft hatte. Von dunklen Ahnungen bedrückt fuhr er zur Verkaufsstelle. Man sagte ihm tatsächlich, dass sein Feind den Stuhl mit der nächsten Nummer gekauft habe, dass er also im Himmel unmittelbar neben ihm sitzen würde. Und es geschah, was meine Leser sich schon denken werden: Der Mann kaufte sich einen andern Stuhl mit einer viel höheren Nummer, um ja weitab von seinem Feind selig sein zu können.

So unglaublich das klingt – wahr ist es doch. Es gibt ja keine noch so große Dummheit, die nicht ihre Anhänger finden würde. Wir aber wollen jetzt nicht überlegen lächeln, sondern unsere Herzen prüfen. Könnten wir mit *jedem* Menschen im Bereich unseres Lebens im Himmel beieinander sitzen, wirklich mit jedem? Ausdrücklich sagt uns Jesus, dass Unversöhnlichkeit vom Himmel ausschließt. Gleich heute schon wollen wir nach dem Wort Jesu handeln: „Vergebet, so wird euch vergeben.“

Ernst Krupka, VLM Verlag (mit frdl. Genehmigung)

*„Der Missionsbote“,
ein christliches Blatt, das monatlich im
Interesse der Deutsch-Kanadischen Mission
herausgegeben wird.*

*Zeugnisse, Berichte und kurze Artikel
bitte an den Editor senden:*

*Harry Semenjuk
10024-84 Ave.*

Edmonton, AB T6E 2G5 Canada

Tel.: (780) 439-3514; Fax: (780) 433-1396

Email: hsemenjuk@thechurchofgod.cc

www.gemeindegottes.org

*„Der Missionsbote“ is published monthly by
The Canadian Mission Board of the German
Church of God.*

*Printed by Christian Unity Press,
York, Nebraska 68467 U.S.A.*

Photo: Seite 5, Kabir Bakie,

*Panthera tigris corbetti, Cincinnati Zoo and Botanical Garden
http://en.wikipedia.org/wiki/Image:Tiger_032.jpg*

License: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.5/>

Liebet eure Feinde!



Ein Negerknabe wurde von einem reichen Herrn gekauft und erzogen. Er durfte auch die christlichen Gottesdienste besuchen und kehrte sich später zu Gott. Da er fleißig war und treu wie Gold, schenkte ihm der Herr sein ganzes Vertrauen und ließ ihn seine Besitzungen verwalten. Er besorgte auch selbständig den Kauf neuer Sklaven.

Eines Tages brachte er einen alten, kraftlosen Neger mit, der nichts mehr leisten konnte, sodass der Herr über den Kauf unwillig wurde. Der schwarze Jüngling umgab den Alten mit liebevoller Pflege, ließ ihn in seinem eigenen Bett schlafen und versorgte ihn treu mit Speise und Trank.

Mit stillschweigender Verwunderung sah sein Herr dies eine Zeitlang an und fragte endlich: „Ist dieser elende Mann dein Vater?“ – „Nein“, war die Antwort. – „Ist er dein Bruder?“ – „Nein.“ – „Dein Verwandter?“ – „Nein.“ – „Dann gehört er wohl zu deinen Freunden?“ – „Nein, er ist mein Feind“, sagte der fromme Neger, „als ich noch klein war, erschlug er vor meinen Augen meine Mutter, schleppte mich fort und verkaufte

mich. Nun aber steht in meiner Bibel: Liebe deinen Feind, hungert ihn, so speise ihn; dürstet ihn, tränke ihn! Darum konnte ich nicht anders an ihm handeln!“

„Denn so ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben.“ Matthäus 6, 14